

Süsses Nichtstun

Die Musse ist nicht per se müssig, aber in der Leistungsgesellschaft kommt sie unter Druck. Das trifft auch in Japan zu. Allerdings gibt es dort einige Nischen, wo Menschen dem kontemplativen Nichtstun frönen. Von Claudio Zemp

Es scheint müssig, zu schreiben, man bedürfe der Musse, um sich der Geschichte der Musse zu widmen. Doch selbstverständlich ist es nicht, in unserem Zeitalter der Effizienz, wo dem Nichtstun kaum Platz eingeräumt wird. «Wir haben es verlernt, einfach zu sein», sagt die Japanologin Simone Müller. Die Privatdozentin am Asien-Orient-Institut der UZH erachtet die Musse als zentralen Freiraum, den es braucht, damit sich Gedanken entwickeln können. Das Bedürfnis nach «zweckfreier Zeit» sei entsprechend universell: «Sowohl in Japan als auch im Westen wird vermehrt nach einer Zeit der Musse gefragt.»

Nichtstun macht kreativ

Zurück zu den Wurzeln des Wortes also. Etymologisch sei die Musse sehr nah beim «Müssen», sagt Müller: «Im Mittelhochdeutschen bezeichnete beides die Zeit, den Raum und die Gelegenheit, um etwas tun zu können.» Im Lauf der Zeit hat sich die Bedeutung verschoben. Die alten Griechen zählten noch alles Gute zur «scholé», was so viel wie freie Zeit bedeutete. Aristoteles zum Beispiel schätzte die Mussezeit entsprechend hoch, hält Müller fest: «Erst das aktive Nichtstun setzt kreative Prozesse in Gang. Dies war eine Vorbedingung, dass Kultur und Kunst entstehen konnten.»

Im Lateinischen entsprach der Musse das Wort «otium». Die geschäftigen Römer hielten aber zugleich den Gegenbegriff «negotium» hoch. Die Musse wandelte sich zum Gegensatz von Arbeit. Die protestantische Arbeitsethik wusste mit dem Müssiggang entsprechend wenig anzufangen. In Europa hat die Musse seither weitgehend eine negative Färbung behalten, so Müller: «Sie wird mit Faulheit gleichgesetzt und mit dem Fehlen einer sinnvollen Beschäftigung.»

Im Japanischen gibt es kein Wort, das der deutschen Musse entspricht: «Der Mussebegriff in Japan umfasst unterschiedlichste Zeit- und Lebensgefühle: Verzögerung, Langsamkeit, Melan-

cholie oder zweckfreie Zurückgezogenheit.» Am nächsten komme der Musse der japanische Ausdruck «yoyū», was je nach Kontext entweder Gelassenheit, Freiraum, Spielraum oder schlicht freie Zeit bedeutet. Japan sei aber selbstverständlich keine Freizeitgesellschaft, stellt Müller klar: «Es wird Fleiss und nicht Müssiggang gefordert.»

Abkehr vom Überfluss

Es gibt jedoch in der japanischen Kultur mehrere Konzepte, die den Müssiggang ästhetisieren. Viele dieser Konzepte stehen in Zusammenhang mit dem Zen-Buddhismus. Enthaltensamkeit und Selbstgenügsamkeit sind traditionelle japanische Ideale. Müller beobachtet in der zeitgenössischen Literatur Japans Tendenzen einer Rückbesinnung

Der Philosoph Kokubun Kōichirō plädiert für eine Ethik der Langeweile – sein Ratgeberbuch wurde in Japan zum Bestseller.

auf Musse-Konzepte aus dem Mittelalter. In der japanischen Jugend etwa gebe es einen neuen Minimalismus, sie pflegt eine Ästhetik des Verzichts.

Japanische Autoren forderten eine Rückbesinnung auf essenzielle Bedürfnisse. Der Philosoph Kokubun Kōichirō etwa landete mit einem einschlägigen Ratgeberbuch einen Bestseller. Die Abkehr vom Überfluss sei populär, sagt Müller: «Kōichirō plädiert für eine Ethik der Freizeit und Langeweile.» Mit Misaki Ryūichirō nahm ein weiterer Zeitgenosse das Thema auf und publizierte einen Ratgeber mit dem knackigen Titel «Lebensweise ohne Begehren. Empfehlung des hohen Müssiggängers». Dieser wiederum ist eine Reverenz an Natsume Sōseki (1867 – 1916). Japans einflussreichster Schriftsteller der Moderne widmete dem «hohen Müssiggänger» – «kōto yūmin» –

mehrere Romane. Die Protagonisten in diesen Werken sind Bildungsbürger, die ihren Lebensunterhalt nicht durch reguläre Arbeit bestreiten müssen, sagt Müller: «Sie können ihre freie Zeit dem Studium oder der Kunst widmen.»

Sōseki hatte einen ursprünglich negativ besetzten Begriff aufgenommen und umgedeutet. Der Müssiggänger, «yūmin», war im Konfuzianismus ein Mensch, der nichts zur Gesellschaft beiträgt, ein unnützes Mitglied, dem Schmarotzertum angekreidet wurde. Im Umkreis des Schriftstellers entstand eine Literaturströmung, die «Yoyūha». Diese Gruppe der Gelassenheit idealisierte den Begriff und mass dem schöngestigen Flanieren einen neuen Wert zu. Ihre literarische Ambition war, ein Gefühl der reinen Betrachtung hervorzurufen, sagt Müller: «Die Künstler kritisierten damit die Moderne, den Glauben an den Fortschritt und grenzten sich so vom Westen ab.»

Die Musse und ihre Pendant «idleness» und «loisirs» kamen auch in Europa immer wieder in Mode. Zeitgleich mit ihren japanischen Kollegen landeten im 21. Jahrhundert deutsche Denker Bestseller mit der Forderung nach Entschleunigung. Etwa der Soziologe Hartmut Rosa mit seiner Analyse der «Beschleunigungsgesellschaft» oder Ulrich Schnabels «Musse: vom Glück des Nichtstuns». Auch sie konnten auf eine lange Tradition von Hymnen auf die Langeweile bauen. Bereits 1931 schrieb der britische Philosoph Bertrand Russell «ein Lob des Müssiggangs».

Sich selber finden

Die geforderte Selbstgenügsamkeit bleibt hüben wie drüben ein Ideal. Sie stösst im Arbeitsalltag an Grenzen. In Japan gibt es immerhin eine Reihe von Nischen für die Musse. An erster Stelle erwähnt Simone Müller die hochkultivierte japanische Badekultur: «Das Bad ist ein Rückzugsort, der sowohl der körperlichen als auch geistigen Reinigung dient.» Weitere Beispiele sind traditionelle Kunstfertigkeiten wie das Blumenstecken oder auch die Teezeremonie.

All diesen Tätigkeiten sei gemeinsam, dass sie kontemplativ sind, so Müller: «Man versucht durch eine Wiederholung von sehr langsamen, stark reglementierten Abläufen zu sich selbst zu finden.» Der angestrebte Effekt sei eine Entzeitlichung, die letztlich für Ruhe zwischen Geist und Körper Sorge: «In der Teezeremonie geht es



Gärten sind in Japan Biotope der Musse: Japanologin Simone Müller.

um eine starke Verlangsamung des Handlungsablaufs.» Das Ritual wird in Japan vorwiegend von Frauen praktiziert, die Teemeisterinnen üben sich in Stille, Konzentration und Geduld. Dadurch erlangen sie Zugang zu einer anderen zeitlichen Realität. Schon der Weg in das Teehaus markiert den Übergang: «Man geht typischerweise durch einen Garten, wobei der Weg hin zum Tee pavillon die Funktion hat, durch verschiedenen Rituale, Reinigungen und Übergänge den Besucher auf sein eigenes Bewusstsein zurückzuwerfen», sagt die Japanologin.

Paradiesisches Universum

Die vielfältige japanische Gartenkultur ist ein weiteres Biotop der Musse. Bereits in der Heian-Zeit ab dem 8. Jahrhundert wurden am japanischen Hof Teichgärten (sansui) gebaut. Die Aristokraten trafen sich am Teich, um Gedichte zu rezitieren oder auf einer Bootsfahrt gemeinsam zu feiern. Kurz: Sie frönten dem Müsiggang. Im 12. Jahrhundert kamen die Trockenlandschaftsgärten auf, die typisch für die vom Militäradel regierte Kamakura- und Muromachi-Zeit sind. «Diese Trockenlandschaftsgärten sind nicht begehbar, sie sind eine Abstrahierung der Natur, eine Imitation in ihrem inneren Wesen», so Müller.

Der berühmteste Trockenlandschaftsgarten im Ryōanji-Tempel von Kyōto ist bis heute ein Touristenmagnet. Das Ziel des Besuchs ist erneut die meditative Rückbesinnung, sagt die Japanologin: «Durch die Kargheit der Gärten erreicht der Besucher ein Gefühl der leeren, reinen Betrachtung.» Seit dem 16. Jahrhundert gab es in Japan die Teegärten. «Hier finden sich Formen der Musse wieder, das Teehaus steht im Übergang von der irdisch-zeitlichen zur entzeitlichten Welt», sagt die Forscherin.

Das Lustwandeln ist auch in den Wandelgärten des 17. Jahrhunderts möglich. In diesen Gärten bei den Shogun-Palästen findet man in Miniatur nachgebaute berühmte japanische Ortschaften (meisho). So kann man an einem Ort durch das Land flanieren. Auch im Wandelgarten erkennt Müller eine Nische der Musse: «Wieder sehen wir das Bestreben, ein Universum in paradiesischer Form in Miniatur zu rekonstruieren.»

In der Geschichte Japans gab es immer wieder Bewegungen, die sich bewusst von der Welt abwandten. Eremiten etwa lehnten sich im Mittel-

FORSCHUNG

alter gegen den Kriegeradel auf, indem sie sich in Klausen zurückzogen. Auch diese Bewegungen von «Rückszugsintellektuellen» stellen für die Japanologin eine Art gelebte Musse dar. Ebenso wie das Eremitentum eine Kritik an der Feudalgesellschaft war, gibt es moderne Formen der Kritik an der kapitalistischen Leistungsgesellschaft, sagt Müller.

Der Schriftsteller Mishanokôji Saneatsu gründete 1918 das sozialutopische Konzept «Atarashiki mura». Das «neue Dorf» existiere bis heute als gelebte Gesellschaftsform, der Musse wichtig ist, sagt Müller: «In dieser Gesellschaft wird die Arbeitszeit so tief wie möglich gehalten, um möglichst viel Freiraum für die Entfaltung der natürlichen Gaben und die Selbstvollendung der eigenen Persönlichkeit zu generieren.»

Aufstand der Amateure

Alternative Bewegungen, die sich gegen Neoliberalismus, Globalisierung oder Konsumgesellschaft auflehnen, tauchen in Japan bis in die Gegenwart auf. Zum Beispiel die Recycling-Gruppe «Shirôto no ran». Dieser «Aufstand der Amateure» brachte nach der Atomkatastrophe von Fukushima eine Reihe von bunten Protestformen hervor. Die Protestbewegungen eroberten sich bewusst einen kulturellen Freiraum mit Musik, Tanz und Verkleidung.

Der Karneval will nicht nur auf sich aufmerksam machen; er wirkt auch gegen innen stärkend: «Durch eine Betonung der Unterhaltung bringen die Protestbewegungen eine indirekte Kritik am profitorientierten, auf Höchstleistungen ausgerichteten kapitalistischen System zum Ausdruck», sagt Simone Müller. Der Aufstand der Amateure gegen die Leistungsgesellschaft zelebriert schrill eine alternative Lebensform – ein untypisch lautes Statement für mehr Musse.

Kontakt: PD Dr. Simone Müller, simone.mueller@aoi.uzh.ch



80 Prozent aller jungen Leukämiepatienten können heute geheilt werden. Die Behandlung ist aber immer noch sehr belastend.

Blutkrebszellen in den Selbstmord treiben

Viele Kinder werden heute von Leukämie geheilt. Manche Blutkrebszellen überlebten bisher jedoch die Chemotherapie. Gegen sie haben Forschende am Kinderspital nun eine biochemische Waffe gefunden. Von Katja Rauch

Die Leukämiebehandlung bei Kindern ist eine ungeheure Erfolgsstory. Noch vor 40 Jahren überlebte ein Drittel aller erkrankten Kinder. Heute sind es 80 oder vielleicht bis 90 Prozent, wenn die

neusten Studien stimmen. Das Erstaunliche dabei: Für diesen riesigen Fortschritt waren keine medizinischen Revolutionen nötig. Alles, was es brauchte, war ein immer besserer Umgang mit